

Die Schlafwandlerin

von Sean Grünböck

Von Kindheit an hatte Clara ein aufregendes Nachtleben. Nicht, dass sie eine Frühstarterin gewesen wäre und schon mit 8 Jahren in die Discos ging –nein, ihr Nachtleben spielte sich ganz in ihren Träumen ab.

Natürlich träumen wir alle nachts, auch wenn wir uns nicht immer daran erinnern können. Doch im Vergleich zu dem schwarz-weißen Stummfilm, dessen Filmrolle immer wieder abreißt, um dann an einer komplett anderen Stelle, scheinbar zusammenhangslos, wieder einzusetzen – dem Otto Normalverbraucher Traum –, waren ihre Träume bombastische 4 Stunden Bollywood Meisterwerke in IMAX Qualität, mit leuchtenden Farben, die selbst die Wirklichkeit nicht zu bieten hat, und Soundtracks von Danny Elfman. Sie konnte sich immer an ihre Träume bis ins kleinste Detail erinnern, und oft setzten sie sich von einer Nacht in die nächste fort.

Kein Wunder also, dass sie, als sie noch klein war, manchmal Probleme hatte, Realität und ihre Traumwelt von einander zu unterscheiden. Doch es gab einen wesentlichen Unterschied, den sie bald als Merkmal für die Unterscheidung heran zog: Ihre Träume waren aufregend, voll von Abenteuer und Spannung, ihr „normales“ Leben nicht.

Sie wuchs in einer deprimierenden, grauen Industriestadt auf. Ihr Vater war Automechaniker, ihre Mutter arbeitete in der Fabrik. Sie war ein Einzelkind und hatte nicht viele Freunde. Die meisten anderen Kinder fanden sie seltsam und gingen ihr aus dem Weg, sie konnten nichts mit den fantastischen Erzählungen und den wundersamen Welten, die sie nachts besuchte, anfangen.

Ihre Eltern behandelten sie nicht schlecht, wahrscheinlich liebten sie sie auch, doch sie vermochten es nicht, wirklich mit ihr in Kontakt zu kommen. Ihr Vater meinte, sie solle ihre Träume sein lassen und sich mehr auf die Wirklichkeit konzentrieren – früher oder später würde sie nämlich in dieser Wirklichkeit ihren Lebensunterhalt verdienen müssen, hoffentlich einen Mann finden und dann auch selber Kinder in die Welt setzen. Das war in seinen Augen der einzige Sinn im Leben – das Überleben der Familie. Ihre Mutter hingegen fand die Träume ihrer kleinen, süßen Clara „absolut bezaubernd“. Insgeheim hoffte sie, dass die Träume ein Zeichen wären, dass aus ihrer Tochter einmal eine Künstlerin werden würde, eine Malerin oder Schriftstellerin – genau das, was sie eigentlich selber hätte werden wollen.

Doch mit der Kunst hatte Clara nicht viel am Hut. Wozu über Träume schreiben oder sie malen, wenn man in ihnen leben kann? Ja, sie malte schon gerne, und hie und da schrieb sie auch was, doch künstlerische Ambitionen hatte sie keine. Ihr Herz schlug hingegen für ihre Familie und ihre Freunde – sowohl für die in ihren Träumen, als auch für die wenigen in der „normalen“ Welt, die sie nicht für komplett verrückt hielten. Es tat ihr weh, dass ein scheinbar unüberbrückbarer Graben sie von den anderen Menschen trennte. Sie wünschte sich, es gäbe eine Brücke, über die man in beide Richtungen reisen könnte. Doch so sehr sie es auch versuchte, es konnte niemand hinüber in ihr Land kommen. Also blieb ihr nur eines übrig: Sie musste in das Land der anderen ziehen.

Mit 8 Jahren begann sie an der Brücke zu arbeiten, mit 9 war sie fertig, und mit 11 war sie vollends umgezogen. Sie lebte nun in der normalen Welt. Sie erinnerte sich kaum mehr an ihre Träume, und wenn mal ein Traum unter Tags in ihr Bewusstsein vordrang, so war er nicht sonderlich aufregend. Ihre Träume waren keine farbenfrohen, geruchsintensiven Musicals mehr.

Doch sie wurden von anderen nächtlichen Abenteuern ersetzt. Sie begann zu schlafwandeln.

Das erste Mal „erwischt“ wurde sie, als sie bei einer Freundin übernachtete und sich um 1 Uhr früh zu deren Vater, der gerade Fernseh, auf die Couch setzte. Er fragte sie, ob sie nicht schlafen könne, doch sie war nicht ansprechbar. Er versuchte, sie aufzuwecken, zunächst nur mit Worten, dann indem er sie an den Schultern fasste und etwas schüttelte, doch es half nichts. Sie war nicht aus ihrem Zustand herauszubekommen. Nach 10 Minuten, in denen der Vater ihrer Freundin schon überlegte, die Rettung zu rufen, derart beängstigt war er, stand sie glücklicherweise wieder auf und

ging zurück in das Zimmer ihrer Freundin, wo sie die Leiter zu der oberen Etage des Stockbett erklimmte, sich hinlegte und friedlich, so als sei nichts gewesen, weiterschlieft.

Von da an wandelte sie mit beeindruckender Regelmäßigkeit, einmal monatlich, in ihrem Schlaf. Nichts konnte sie während ihrer nächtlichen Abenteuer aufwecken. Doch, egal was sie auch tat, sie legte sich danach immer brav zurück in ihr Bett, wo sie genüsslich weiterschlieft. Es blieben nie Anzeichen von ihren nächtlichen Wanderungen zurück, und sie blieben ihr auch nie in Erinnerung. Sie wusste davon nur durch die Berichte ihrer Eltern und ihrer Freundinnen.

Doch sie wandelte nicht nur, sie vermochte es gar nachts mit ihrem Hamster zu spielen oder einen kleinen Snack aus dem Kühlschrank zu holen und diesen am Küchentisch zu verzehren – wobei sie wohlmerkwürdig immer hinter sich aufräumte. Sie versuchte auch einige Male ihre Wohnung zu verlassen, doch nachdem ihr Vater bei ihrem ersten derartigen Versuch von dem Klicken des Drehschlusses aufgeweckt wurde, und sie gerade noch davon abhalten konnte, in ihrem Pyjama in die Nacht hinaus zu wandern, wurde die Tür immer nachts verschlossen und der Schlüssel an einem, ihr unbekanntem Ort, aufbewahrt.

Angst davor, dass sie sich nachts etwas antun könnte, hielt sie auch lange Zeit davon ab, auszuziehen. Doch als sie mit zwanzig in die Nachbarstadt ziehen wollte, da es dort eine größere Nachfrage für Frisöser gab, tat sie sich mit ihrer besten Freundin zusammen, die auch von ihren Eltern weg wollte, und die beiden arbeiteten eine Lösung aus. Es wurde beschlossen, dass ihre Freundin die Funktion ihres Vaters übernehmen sollte – von nun an so sperrte sie jede Nacht die Tür zu. Und wenn Claras Freundin mal auswärts übernachten wollte, so sperrte sie Clara von außen ein und kam am nächsten Morgen wieder früh genug nach Hause, um Clara raus zu lassen. Dass diese Manöver recht gefährlich waren – was wäre, wenn einmal ein Feuer ausgebrochen wäre? –, war Clara klar, doch sie nahm die Gefahr gerne in Kauf, für die Freiheit, wie eine normale Frau, abseits von ihren Eltern leben zu können.

Natürlich war sie auch schon zum Psychotherapeuten gegangen. Dieser hatte sie ausführlich untersucht, sie auch in die Schlafklinik geschickt, wo sie zwei Wochen lang an verschiedenste Geräte angeschlossen schlief. Eines Nachts wurde sie auch beim Schlafwandeln ‚ertappt‘: Sie stand auf, entfernte alle Sensoren von ihrem Kopf und ihrem Oberkörper, wanderte aus dem Schlaflabor, machte einen kleinen Spaziergang durch die Klinik, und legte sich eine halbe Stunde später wieder in ihr Bett, nicht ohne vorher alle Sensoren wieder fachmännisch anzubringen. Doch die zwei Wochen in der Schlafklinik und auch die zwei Jahre des Besuchs beim Psychotherapeuten vermochten es nicht, Licht auf ihre Situation zu werfen. Ein Jahr lang nahm sie auch starke Schlafmittel, diese stoppten jedoch ihre nächtlichen Abenteuer nicht, machten es ihr aber beinahe unmöglich, unter Tags wach zu bleiben – also setzte sie sie ab.

Es schien, als sollte ihr Zustand ein Mysterium bleiben. Sie hatte auch nicht das Gefühl, als sei sie krank, sie musste bloß ein paar Sicherheitsvorkehrungen treffen. Das funktionierte auch gut, solange sie mit ihrer Freundin zusammenlebte. Doch nach drei Jahren musste diese zurück in ihre Heimatstadt, da ihre Mutter schwer krank wurde und ihre Hilfe brauchte. Clara blieben nur zwei Möglichkeiten: auch zurück zu den Eltern, oder zu Stefan, ihrem Freund, mit dem sie seit ein paar Monaten zusammen war. Sie entschloss sich für die letztere Lösung, nachdem er ihr versichert hatte, dass ihre Situation kein Problem für ihn sei und er sich schon um sie kümmern werde.

Anfangs ging es auch gut. Nachts verschloss er die Tür und versteckte den Schlüssel. Alle paar Monate, bemerkte er, wie sie nachts aufstand, und hin und wieder stand er auch auf, um zu sehen, was sie tat. Mittlerweile schien sie nächtliches Essen zu bevorzugen – sie war zur Schlafesserin geworden. Und nachdem sie immer hinter sich aufräumte, war das einzig unangenehme, dass manchmal das Yoghurt oder ein Käse beim Frühstück fehlte – damit konnten die beiden leben.

Zwei glückliche Jahre vergingen. Clara genoss die Vertrautheit und die Geborgenheit, die sich in ihrer Beziehung aufgebaut hatte, doch sie vermisste doch etwas – sie verspürte das Bedürfnis „tiefer“ zu gehen. Hin und wieder machte sie Andeutungen, dass die beiden doch heiraten könnten, aber Stefan ignorierte sie stets. Auch ihren Kinderwunsch teilte er nicht mit ihr. Er war zufrieden

mit seinem Leben, so wie es war, und sah keinen Grund daran irgendetwas zu ändern. Es war für ihn das höchste der Gefühle, sich abends mit seinen Freunden auf ein Bier zu treffen, am Wochenende Fußball zu spielen, oder Ausflüge mit seinem Motorrad zu machen, und zweimal im Jahr nach Griechenland oder Spanien auf Urlaub zu fahren. Kinder oder Hochzeit passten nicht in seine Planung. Doch auch wenn Clara das Gefühl hatte, dass die beiden sich zunehmend voneinander distanzierten, ja fast nur noch nebeneinander lebten, so fühlte sie sich doch sehr geborgen bei ihm und war froh, dass er mit ihren nächtlichen Wanderungen zurecht kam.

Der Umbruch kam, als Clara eines Tages, nachdem ihre Regel schon verdächtig lange ausgeblieben war, einen Schwangerschaftstest machte. Ihr Herz öffnete sich, als sie den blauen Streifen betrachtete. Doch ihre Freude währte nicht lange. Sie berichtete Stefan sofort davon, als er nach Hause kam.

„Ich dachte, du nimmst die Pille?“, war alles was er sagte. Er schüttelte seinen Kopf, zog sich wieder die Schuhe an und ging, um mit seinen Freunden ein Bier zu trinken. Alleine zurückgelassen, setzte sie sich in die Küche und starrte vor sich hin. Sie wusste nicht, was sie tun sollte. Sie wollte mit jemandem reden, doch sie konnte sich nicht bewegen. Sie konnte nicht einmal weinen. So saß sie da, wie versteinert, bis ihr Freund vier Stunden später, volltrunken zurückkam. Er ignorierte sie und torkelte geradewegs ins Bett. Sie legte sich diese Nacht auf die Couch im Wohnzimmer.

Am nächsten Tag zu Mittag, es war Samstag, stand Stefan, vom Kater geplagt, auf. Sein Kopf tat weh und ihm war übel. Er ging in die Küche, schenkte sich einen Tomatensaft ein und schaute dann im Wohnzimmer vorbei. Er hatte ein schlechtes Gewissen und wollte sich bei Clara entschuldigen. Doch sie war nicht da. Er ging noch ins Bad und schaute in die Toilette, doch fand sie nirgends. Da ging ihm ein Licht auf: Er hatte vergessen, die Türe zu versperren! Er zog sich so schnell als möglich an und rannte hinaus. Sie lebten in einer Gemeindesiedlung nahe der Stadtgrenze, wenige Minuten vom Haus entfernt begann der Wald, in dem Clara so gern spazieren ging. Er sah sich im Hof des Hauses um und lief dann die Straße entlang, in Richtung des Waldes. Eine halbe Stunde rannte er wie ein Verrückter im Wald herum, ihren Namen rufend, ehe er sie fand. Sie kauerte unter einer Trauerweide und weinte. Die Tränen flossen ihre zarten Wangen hinab. Die Trauer, die sie unter Tags nicht ausdrücken konnte, war in der Nacht aus ihr hervorgebrochen; der Damm war eingerissen und sie konnte es nicht mehr stoppen. Sie war schon wach, doch trotzdem kaum ansprechbar. Stefan half ihr hoch und ging mit ihr nach Hause. Es dauerte noch einige Stunden, ehe sie miteinander reden konnten. Stefan entschuldigte sich für sein Verhalten, und sie lagen sich in den Armen. Doch als die Nacht kam, stieg er auf sein Motorrad und fuhr wieder alleine fort. Stunden später, Clara lag schon im Bett, kam er volltrunken zu Hause an.

„Ich hab einen Freund, der kennt eine Klinik in der Nähe, da können wir übermorgen hin fahren“, sagte er und schlief danach sofort ein.

In dieser Nacht kamen ihre Träume zurück. Sie wanderte durch dunkle Gassen in einer, ihr unbekannt, Stadt, als plötzlich aus einer schattigen Seitengasse eine in eine Robe gekleidete Gestalt hervortrat. Clara blieb erschreckt stehen und blickte auf die kleinwüchsige Person herab. Er streifte die Robe von seinem Kopf und es kam ein leicht zerkrautschtes, kindliches Gesicht zum Vorschein. Die Stimme war jedoch die einer erwachsenen Person.

„Du bist wieder da! Zum Glück, zum Glück. Wir haben schon lange gewartet. Komm – komm schnell!“, sagte er aufgeregt.

„Wie? Wo, wieder da?“, fragte sie verwirrt. Sie hatte keine Ahnung, wo sie war und wer der Kleine war. Doch ganz fremd schien das Ganze auch wieder nicht – in den hinteren Regionen ihres Kopfs, regte sich etwas – eine Erinnerung vielleicht?

„Es ist lange her. Aber keine Sorge – du wirst dich schon wieder erinnern! Aber jetzt schnell, schnell. Wir haben keine Zeit. Sie können jeden Moment da sein. Komm – folge mir!“, flüsterte er aufgeregt. Dann drehte er sich um, deutete ihr nochmals, sie solle ihm folgen, und verschwand wieder in der dunklen Seitengasse. Aufgeregt pochte ihr Herz. Sie blickte sich in der unwirtlichen Gasse um, überlegte noch einen Moment und beschloss dann, ihrem Gefühl zu trauen und folgte ihm.

Als sie am nächsten Tag aufwachte, schwebte eine ungewisse Erinnerung an ein geheimes Treffen in einem versteckten Lokal in ihrem Geist. Sie hatte einige wundersame Personen getroffen; es waren alte Freunde. Sie hatte sie alle umarmt, doch es blieb nicht viel Zeit, um ihr Wiedersehen zu feiern. Da war eine Gefahr. Wurden sie verfolgt? Warum hatten sie sich denn in diesem versteckten, unterirdischen Lokal getroffen? Sie lag seitlich, zusammengekauert, mit geschlossenen Augen im Bett und versuchte, sich an ihren Traum zu erinnern. Doch je mehr sie sich konzentrierte, desto ungewisser wurde die Erinnerung. Ein milchiger Nebel legte sich darüber. Sie blickte ihren Freund an, der neben ihr schnarchte, und ging dann in die Küche.

Als er, zwei Stunden später, in die Küche kam, traf er Clara weinend an.

„Was ist denn? Seit wann bist du zur Heulsuse geworden?“, fragte er, kopfschüttelnd. Doch sie antwortete nicht. Er nahm sich ein Bier aus dem Kühlschrank und ging ins Wohnzimmer. Kurze Zeit später drang das Sausen der Formel-1-Rennwagen aus dem Wohnzimmer zu ihr durch. Sie stand auf und ging spazieren.

Als sie wieder nach Hause kam, saß Stefan immer noch vor dem Fernseher. Er hatte mittlerweile drei Bier getrunken und war schon wieder recht angeheitert.

„Hey Baby! Komm her!“, rief er. Sie setzte sich neben ihn und blickte ihn fragend an. Er drehte sich zu ihr, legte seine Hand auf ihren Schenkel und fasste mit der anderen Hand auf ihre Brust. Er küsste sie und zog sie zu sich. Etwas in ihr sträubte sich dagegen, doch ihr Bedürfnis für Nähe war stärker. Sie liebten sich auf der Couch, vor dem Lärm der Formel-1-Wagen und der Stimme des Kommentators. Fernando Alonso siegte in Monza, Clara verlor im Heimspiel. Stefan stand gleich nachher auf, duschte sich und kam dann mit einem weiteren Bier in der Hand zurück. Clara vermochte sich nicht zu bewegen.

„Jetzt tu nicht so deprimiert“, sagte er. „Morgen fahren wir zu der Klinik, und die Sache hat sich.“

Sie schüttelte den Kopf, er ignorierte es.

„Nicht schlecht dieser Alonso“, sagte er, doch Clara, die bis dahin immer ein Interesse an der Formel-1 vorgetäuscht hatte, hörte nicht zu. In ihrem Kopf weinte ein Baby, doch sie hatte nicht die Kraft, ihrem Freund zu widersprechen. Und sie konnte sich auch kein Leben mit einem Kind vorstellen, vor allem nicht, wenn der Vater es nicht haben wollte. Dann müsste sie das Kind vielleicht alleine aufziehen? Wie sollte das denn gehen – mit ihrer Situation? Wer weiß, was passieren würde, wenn sie alleine leben und nachts schlafwandeln würde? Nein – es war wahrscheinlich wirklich keine gute Idee. Also zur Klinik – es ist ja nur ein kleiner Eingriff. Das wird schon okay sein, sagte sie sich. Doch die Trauer wollte nicht von ihr weichen. Und zusätzlich zu der Trauer, bildete sie sich ein, Stimmen hören zu können. Irgendjemand rief sie.

Während Stefan herum zappte, schlief Clara ein.

Sie stand auf einer auffälligen Brücke. Der Himmel war blutrot, doch sie konnte die Sonne nicht sehen. Der Mond stand hoch am Firmament. Sie hörte Sirenen, sie näherten sich. Als sie sich umblickte, sah sie zwei Polizeiautos heranrasen. Sie rasten an ihr vorbei.

„Schrecklich, schrecklich. Die Kriminalität heutzutage!“

Clara drehte sich um und sah eine alte Frau neben ihr stehen.

„Das sind die großen und die kleinen – diese verflixten Banden. Lauter Schurken! Keinen Respekt haben die.“ Sie wirbelte ihren Stab wichtig in der Gegend rum und blickte dann zu Clara auf. „Und was machen sie hier um diese Zeit? Sind sie auch eine von denen? Hm. Aber sie schauen ja eigentlich ganz normal aus. – Junge Dame, ich würde ihnen raten, schnell nach Hause zu gehen! Da haben sie doch einen Mann, der wird schon auf sie aufpassen. Aber wieso hat er sie eigentlich raus gelassen? Das weiß doch die ganze Menschheit, dass es gefährlich ist, nachts herumzulaufen. Und die Polizei ist dauernd im Einsatz – aber sie kommt einfach nicht nach. Zu viele Schurken und Gauner gibt's da. Wissen Sie, mein Neffe, er war bei der Polizei. Aber er ist erschossen worden – so eine traurige Angelegenheit. Eine Schande, wirklich. So ein lieber Bub. Aber was rede ich da, ich darf sie nicht aufhalten. Hopp, hopp. Nach Haus!“

Und mit diesen Worten löste sich ihr Traum wieder auf.

Sie öffnete ihre Augen und war alleine im Wohnzimmer. Er schien schon wieder weggegangen zu sein. Sie hörte ein Geräusch hinter ihr und erschrak.

„Was?“, rief sie und drehte sich um. Da stand er, der kleine Mann in seiner dunkelbraunen Robe.

„Äh. Entschuldige. Ich glaube –“ Er blickte sich um und schüttelte dann mit seinem Kopf. „So läuft das normalerweise natürlich nicht. Aber Notsituationen bedürfen Notmaßnahmen, nicht war?“

Sie wusste nicht, was sie sagen sollte und starrte ihn nur mit großen Augen an.

„Komm wieder zurück – wir brauchen deine Hilfe!“ Und sie schlief wieder ein.

Sie stand am Fluss, in der Ferne sah sie eine Brücke. Es war dieselbe, auf der sie gerade vorher mit der alten Dame geredet hatte.

„Lass dir nichts einreden von denen – die haben ja keine Ahnung. Du gehörst zu uns, das weißt du doch, oder?“ Er blickte hoffnungsvoll zu ihr herauf.

„Na ja. Ich weiß nicht so recht.“

„Ach – es wird dir schon wieder einfallen. Komm – lass uns jetzt gehen. Die anderen warten schon.“

Sie gingen eine Weile auf der asphaltierten Straße den Fluss entlang. Das Wasser lag 2 Meter unter ihnen, wie es bei regulierten Stadtflüssen üblich ist. Dann ging der kleine Mann geradewegs zu einer der schmalen Treppen, die zum Fluss hinunterführten. Sie war gerade genug breit, als dass eine Person hinuntergehen konnte.

„Wohin gehen wir?“, fragte Clara unsicher und hielt sich an der Wand fest, während sie behutsam einen Fuß vor den anderen setzte. Sie sah kaum etwas, da der Schein der Straßenlaternen nicht bis hierher reichte.

Der kleine Mann antwortete nicht, sondern drehte sich, am Ende der Treppe angekommen, nach rechts und klopfte auf die Metallstäbe, die den runden Kanalausgang versperrten.

„Da kommen wir nicht rein –“, sagte Clara, doch just in diesem Moment glitten die Stäbe, wie von Geisterhand, nach links. Der Kleine blickte noch einmal zu Clara und winkte sie hinein. Clara zögerte einen Moment, ehe sie ihm folgte. Es stank. Sie hielt sich die linke Hand vor die Nase, und trotzdem wurde ihr schlecht. „Müssen wir hier entlang?“, fragte sie und verzog dabei das Gesicht.

„Ja leider. Die meisten Eingänge sind nicht mehr sicher. Sie sind uns dicht auf den Fersen, weißt du. Der König sagt wir haben bloß noch einen Tag. Darum musste ich dich auch so dringend holen. Ich geh nicht gerne auf die andere Seite des Grabens, aber diesmal gab es keinen Weg drum herum.“

Sie nickte, obwohl sie nicht wusste, was sie von den Worten des Kleinen halten sollte.

„Wart mal. Wie heißt du eigentlich?“

„Jakob“, antwortete er ohne sich umzudrehen.

Jakob – Jakob? Der Name kam ihr bekannt vor.

„Kennen wir uns eigentlich?“

„Natürlich kennen wir uns. Aber du hast auf uns vergessen. Rux meint allerdings, deine Erinnerung würde schon wieder zurückkehren.“

„Rux?“

„Der Alchemist. Unser Zauberer...“

Sie folgte Jakob weiterhin durch die Kanalisation. Er schien genau zu wissen, wo sie entlang gehen mussten.

„Wohin hast du nochmals gesagt, gehen wir?“

„Ich habe noch nichts gesagt. Weil wir noch draußen waren. Aber jetzt kann ich's ja sagen – da wird uns niemand hören.“ Er stoppte und drehte sich zu ihr um. „Wir gehen an den Königshof“, sagte er mit einem großen Lächeln im Gesicht und drückte dabei einen Stein mit der linken Hand tiefer in die Mauer. Wie aus dem Nichts ging eine vorher verborgene Türe auf.

Da waren sie, am Königshof! Nur dass sich Clara einen Königshof immer anders vorgestellt hatte. In einem großen Schloss sollte der sein, zum Beispiel, nicht in der Kanalisation. Und Ritter, Edelmänner und Hofdamen sollten sich darin herumtreiben, nicht Bettler, Diebe und Zwerge. Und Riesen? Ein drei Meter großer Mann stand vor ihnen und wich erst zur Seite, als Jakob sich zu dessen Zufriedenstellung mit einem bestimmten Codewort ausgewiesen hatte.

Jakob drängte sie weiter hinein, hinter ihnen ging die Türe wieder zu.

Als sie wieder aufwachte, war es schon kurz vor Mitternacht. Sie blickte sich um. Da war sie wieder, in ihrem Wohnzimmer. Doch es sah alles fahl aus, unecht. Sie erinnerte sich an jedes Detail ihres Traums. Der Fluss, Jakob, der Gang durch den Kanal, der Riese; der Königshof, der in Wirklichkeit eine Halle voller zwielichtiger Gestalten war; das Thronzimmer, das eher wie eine heruntergekommene Schenke aussah; das Gespräch mit dem König und Rux, dem Alchemisten.

Sie wusste, was sie zu tun hatte, doch jetzt, da sie wieder wach war, war sie nicht mehr ganz überzeugt davon. Es wirkte alles zu gut, um wahr zu sein: die Welt auf der anderen Seite der Brücke; ihre alten Freunde, die ihr zur Hilfe kommen wollten. Aber es war nur ein Traum. Das hier war die Wirklichkeit. Und in dieser Wirklichkeit war sie alleine mit einem Freund, der zu viel Angst hatte, um mit ihr ein Kind großzuziehen. Und auch sie hatte Angst. Wenn sie genau darüber nachdachte, so wusste sie nicht, wie sie mit ihrer Situation zurechtkommen würde, wenn die Nacht vorüber war.

Sie schloss kurz ihre Augen und atmete tief durch. In der Dunkelheit, hinter ihren Augenlidern, sah sie Jakob und neben ihm die alte Großmutter, die sie auf der Brücke getroffen hatte. Jakob zwinkerte ihr zu, die Großmutter drohte mit ihrem Gehstock. Da wurde alles wieder klar.

Als Stefan wieder nach Hause kam, traf er Clara in der Küche an. Sie hatte eine halbleere Flasche Rotwein und ein gefülltes Weinglas vor sich stehen. Ihre Augen waren rot.

„Du weinst doch nicht schon wieder?“, sagte er wütend.

Sie antwortete nicht.

„Was trinkst du denn da? Hm. Na, da kann ich mir doch auch einen Schluck gönnen. Schenkst du mir was ein? Ich muss kurz aufs Klo.“ Er ging hinaus. Sie stand auf, holte ein weiteres Weinglas hervor, schüttete den Inhalt des Plastikbechers, den sie bereitgestellt hatte, hinein und dann den Rotwein darüber. Ein halbes Glas reichte vollkommen.

Stefan konnte murmelte etwas Unverständliches, stand auf und torkelte ins Bett. Er schlief sofort ein.

Clara schüttete den Rest des Weins weg und legte sich zum Schlafen ins Wohnzimmer.

Als Stefan am nächsten Tag aufwachte, war es bereits zwei Uhr nachmittags. Er kroch aus dem Bett und ging, sich stets an der Wand abstützend, ins Badezimmer. Nach einer Dusche ging es ihm etwas besser.

„Clara? Hast du Frühstück gemacht?“, rief er, doch bekam keine Antwort.

„Na ja – vielleicht eh besser. Essen können wir nachher. Wir müssen uns beeilen“, sagte er, als er in die Küche ging. „Die Klinik hat nur bis vier offen.“ Die Küche war leer.

„Clara? Wo zum Henker bist du?“ Er gähnte und torkelte in Richtung Wohnzimmer. „Ich weiß nicht, was los ist, heute. Ich bin so müde...“ Im Wohnzimmer war auch niemand.

„Clara?!“

Er ging zurück in den Eingangsraum und sah sie, die geöffnete Tür.

„Was ist los? Wieso ist die Türe offen? Oh Shit – hab ich sie gestern nicht zugesperrt?“ Doch er redete nur mit sich selbst.

Er suchte noch lange nach ihr. Doch vergebens. Auch die Polizei vermochte sie nicht zu finden. Das letzte Zeichen von Clara war ein Brief, den ihre beste Freundin erhielt.

Liebste Kathi,

Ich hätte mich gerne noch von dir verabschiedet, doch es blieb mir keine Zeit. Ich musste heute weg – heute oder nie. Ich wünschte, ich könnte dir alles schreiben, doch du würdest mir doch nicht glauben oder es vielleicht auch nicht verstehen. Es gibt niemanden hier, der mich je wirklich verstanden hat. Und ich weiß jetzt, dass sich das auch nicht ändern wird. Das ist auch der Grund, warum ich gehen muss. Aber nimm's

mir bitte nicht übel. Und mach dir auch keine Sorgen – es geht mir gut. Ich bin nicht entführt worden oder so...

Ich bin einfach zurückgegangen, wo ich herkomme. Es war eine schlechte Idee, je zu euch hinüber zukommen. Aber es hat halt sein müssen. Und immerhin – wir hatten doch eine gute Zeit miteinander, nicht?

Du warst die beste Freundin, die ich mir in dieser Welt je hätte wünschen können. Ich wünsche dir ein wundervolles Leben. Und viele Kinder.

Kannst du auch meinen Eltern noch sagen, dass ich sie liebe?

Stefan brauchst du nichts sagen – der soll sich selber Gedanken machen.

Danke, Clara.

*„Die Schlafwandlerin“ von Sean Grünböck.
Mehr Geschichten? – www.elisalon.at*